

Verena Roßbachers dritter Roman, „Ich war Diener im Hause Hobbs“ (nach „Verlangen nach Drachen“ und „Schätzen und Schlachten“), ist mit großem Kalkül gestaltet. Die Autorin riskiert das Spiel mit einer passiven Hauptfigur, die eigenschaftslos bleibt („ich bin eine Schlaftablette, die nicht richtig wirkte“ ist gleich mehrfach zu finden, als ob es diesen Befund für Lesende noch bräuchte).

Roßbacher braucht in diesem Roman allerdings solch einen wenig agilen Protagonisten, zumal sie einen üppigen Stoff zu erzählen sich vornimmt: Sie verknüpft die Entdeckung der Homosexualität mit einer Kunstmarktsatire, schafft ein Porträt des Zürcher Großbürgertums und entfaltet einen fast biblisch anmutenden Reigen erst erfolgloser, denn erschreckend erfolgreicher Vateridentifikation.

Elend des Landlebens

Auch das (ihr vertraute) Elend des Landlebens gestaltet die Autorin überzeugend aus. Feldkirch und einige Orte mehr in Vorarlberg – der Herkunft des Dieners – sind damit in der Literatur angekommen; Boten einer solchen Aufnahme in die Literatur gab es bereits einige, James Joyce, Stefan Zweig oder auch der weniger bekannte Nikolaus Martin. Als Grenze zur freien Welt war Feldkirch bei mehreren Kriegen – nicht zuletzt dem Zweiten Weltkrieg – der Weg in die Befreiung und manchmal leider nicht.

Der Erzähler Christian Kauffmann – eben jener Diener im Hause von Jean-Pierre und Bernadette Hobbs und deren Kindern Raphael und Aurelia – vermittelt das Geschehen retrospektiv. Als fester Bestand einer dandyhaften Viererbande, die sich erfolglos den Untiefen der Pubertät zu entziehen versucht, kämpfte er sich durch eine weder aufregende noch niederdrückende Jugend.

Mit Olli, Gösch und Isi werden stellvertretend Hesse und Zweig zitiert, als wären deren Texte der Olymp der Philosophie – und als wären diese vier juvenilen Denker somit die Hüter der Kultur. Zu der Erkenntnis, dass dies eben eine jugendliche Marotte war und die Manieriertheit vor allem dazu

Eine Art ständiges Dräuen

Die österreichische Schriftstellerin Verena Roßbacher vermengt – dramaturgisch versiert – Sein und Schein: Ihr neuer Roman, „Ich war Diener im Hause Hobbs“, hat doppelten Boden.

Von Alexander Peer



Gestaltet mit großem Kalkül: Verena Roßbacher. Foto: Elmar Kremser/dpa Picture Alliance/picturedesk.com

diente, die eigene Unsicherheit zu bemänteln, kommt Christian oder „Krischi“ – wie er im unvermeidbaren Vorarlberger Dialekt genannt wird – relativ früh. Für die einschneidenden anderen Erkenntnisse, die das Leben der Clique bestimmen, bedrohen und schließlich auch für einen beenden, braucht er etwa 380 Seiten.

Die vier Freunde sind zudem Repräsentanten unterschiedlicher Lebensentwürfe wie sie für die 90er Jahre bis zu unserer Gegenwart exemplarisch sein können: Einer vegetiert in Berlin dahin, einer macht sich auf spirituelle Suche, einer übernimmt eine Dro-

genberatungsstelle und einer wird zum blinden Knecht des Großkapitals.

Üppigkeit ist eine Ingredienz dieses Erzählens, sie überdeckt gekonnt die Farblosigkeit des Erzählers. Der Schluss, dass dieser Diener – der sich erst langsam von seiner Unterwürfigkeit lossagen muss – nie wirklich aus der Provinz rausgekommen ist, ist zulässig. Der Kosename Krischi verführt bei etwas phonetischem Wagemut zum Kriecherischen – und der Genannte erzählt passagenweise auch so. Schließlich spricht er seine Leser per Sie an, das allein hat etwas Unterwürfiges. Zu-

dem hätte etwas weniger Geschwätzigkeit seine Naivität besser kaschiert. Allerdings, man kann durchaus Indizien für einen Entwicklungsroman feststellen oder, wie es heutzutage eher heißt, für ein *Coming-Of-Age*.

Familienoberhaupt und damit Bewahrer des Großbürgertums Jean-Pierre Hobbs stolpert im letzten Drittel des Romans über den Schwarzhandel mit Kunstwerken und wählt – als Anwalt ruiniert – den Freitod. Zumindest ist dies die erste Lesart, die Erzähler Christian offeriert. Wie verschachtelt hier die Motive für den Selbstmord sind, soll nicht

verraten werden, denn diese sind mit den Fragen der korrekten Vaterschaft verknüpft. Dieser Plot ist das Prunkstück des Romans und verknüpft eine Vatersuche gleich über mehrere Generationen – so als wäre es immer unklar, wer wessen Vater ist? Man kann dies auch als wahrhaft originellen Vaterschaftstest lesen. Stilistisch hätte man sich mehr Passagen wie diese gewünscht: „Es war ein schlampiger Tag, einer dieser späten Nachmittage im November, die in Städten so unsortiert sind und wie fahrlässig aufgeräumt. Die Bäume wirken ausgeraubt, als hätte man sich an ihnen vergangen, Blätter hasten ziellos durch die öden Straßen, und es liegt ein Art ständiges Dräuen über der Stadt wie eine böswillig gemischte Farbe.“ So entsteht Beklemmung, die mehr über die Handelnden verrät als Bekenntnisse.

Fact-in-fiction-Konzept

Erzählerische Details mit Raffinesse bietet das Buch einige. So ist darin der Autor John Wray zu finden, der dezidiert als solcher zu identifizieren sein soll, wobei man hier wohl eine Sachanleiung wie „jede Ähnlichkeit mit dem Autor ist unvermeidbar, führt jedoch zweifelsfrei zu falschen Schlüssen“ ergänzen müsste. Das *fact-in-fiction*-Konzept betrifft auch den malenden Zwillingbruder von Jean-Pierre Hobbs, Gerome, inspiriert durch den Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi sowie den Oberbutler Robert Wenneke, Schulleiter einer Butlerschule in den Niederlanden, in welcher Christian Kauffmann das Dienen von der Pike auf gelernt hat (folgerichtig ist Christian auch ein Spießbürger).

Die Autorin setzt dramaturgisch versiert – immer danach trachtend, jene Kieselsteine auszustreuen, die den Lesenden auch sicher an das Ende des Romans führen – Vorausdeutungen und Ankündigungen. Man weiß von einer Katastrophe, aber nicht von ihrer Beschaffenheit. *Suspense* heißt das in mit Anglizismen durchsetztem Neudeutsch.

Verena Roßbacher
Ich war Diener im Hause Hobbs
Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018, 381 Seiten, 22,70 Euro.

Melancholische Vermessungen

Andreas Maiers ironischer Kolumnistenblick: „Was wir waren“.

Von Ingeborg Waldinger

„**Neulich**“: Unter diesem Kolummentitel tut der deutsche Autor Andreas Maier seine Meinung in der Literaturzeitschrift „Volltext“ kund. Eine erste Sammlung der Beiträge in Buchform erschien 2010 („Onkel J. Heimatkunde“). Nun folgt eine nächste Auswahl: „Was wir waren“. Wobei die Krux in dem „Wir“ steckt – wie der Autor darlegt:

Wann fing es nur an „mit diesem Lebensunwort“, das heute jeder, quer durch alle Lager, im Munde führt, fragt sich dieser eingeleichte Individualist (Jahrgang 1967), der nun plötzlich und alternativlos „wieder in einem Kollektiv drinsitzen muss, ganz tief und metaphysisch und noch dazu medial totalvernetzt und totalerfasst“.

Andreas Maier blickt in den Kolumnen zurück auf seine Kindheit und Jugend, seine Reisen, seine Romane (die von Kindheit, Jugend, der heimatlichen Wetterau handeln. . .); er gleicht „die Zeit, als alles in Ordnung war“ (selbst-) ironisch ab mit einer Gegenwart, deren Geist er sogar an den Rasurkanten der „Neubärte“ abliest.

Dabei spürt er stets den Ankerketten und Stolpersteinen nach, die seine jeweiligen „Wahrheitsphasen“ für ihn als „Kultursublimierten“ bereithielten.

Maiers Texte sind melancholische Vermessungen der eigenen Lebensbahn und Schaffensphilosophie, die uns das eine Mal subtile Korrespondenzen zwischen

Materie und Geist erschließen, ein andermal unser Wien-Bild um ein Paar rote Stricksocken bereichern.

Andreas Maier
Was wir waren
Kolumnen. Suhrkamp, Berlin 2018, 116 Seiten, 16,50 Euro.